Zeitschrift: Schweizer Spiegel

Herausgeber: Guggenbühl und Huber

Band: 16 (1940-1941)

Heft: 12

Artikel: Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten : Brief eines Maturanden und die Antwort

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1067005

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten

Illustration H. Tomamichel

Brief eines Maturanden und die Antwort

Ein Brief, der nie geschrieben wurde, der aber, wie der Verfasser aus Erfahrung weiss, der Stimmung vieler jungen Leute entspricht — und eine Antwort darauf.

Lieber Onkel!

Ich danke Dir vielmal für das splendide Geschenk. Es hat mich sehr gefreut, und doch muss ich Dir leider sagen, dass ich es nicht mit ganz gutem Gewissen empfangen habe. Deine Glückwünsche zur Maturität haben mich deshalb eher melancholisch gestimmt, oder wenigstens die Traurigkeit, die ich mit mir herumtrage, noch verstärkt. Ich bin leider nicht in der glücklichen Verfassung, die Du voraussetzest. Wenn Du schreibst, dass ich mich sicher freue, weil mir nun die ganze Welt offen steht, so muss ich Dir sagen: Ich freue mich gar nicht. Ich habe vielmehr das Gefühl einer gähnenden Leere, und vielen meiner Kameraden geht es ebenso. Bei dieser Geistesverfassung wirken alle Gratulationen wie ein Vorwurf. Die Schlussrede des Rektors empfanden wir

wie bittern Hohn. Er sagte, wir seien nun alle feuertrunken, voll jugendlicher Begeisterung gingen wir ins Leben hinaus, genährt von den Idealen der grossen Vorbilder der Antike. Wir hätten das stolze Bewusstsein, die künftige Elite zu sein. Jeder berste von überschäumendem Tatendrang, sei begierig, eine neue Welt aufzubauen usw. usw.

Davon ist leider keine Rede. Das war sicher so zu Euern Zeiten. Heute hat sich das grundlegend geändert.

Wir sind alles andere als feuertrunken. Natürlich freuen wir uns, dem lästigen Schulzwang entronnen zu sein; aber Freiheit *von* etwas gibt im Leben noch keinen Schwung, wenn man die Frage: Freiheit *wozu?* nicht beantworten kann. Wir empfinden zwar die Verpflichtung zur Begeisterung, aber die Begeisterung ist nicht da. Wohl hören wir die Botschaft, allein der Glaube fehlt. Es ist sicher kein Zufall, dass in unserer Klasse von zwanzig Maturanden sechs überhaupt noch nicht wissen, was sie studieren wollen und deshalb die Rekrutenschule als willkommenen Zeitgewinn betrachten. Ich gehöre leider auch zu ihnen.

Für welche grossen Aufgaben sollen wir uns denn begeistern?

Es ist wahr, ich habe mich seinerzeit in den obern Klassen der Primarschule leidenschaftlich an grossen Vorbildern begeistert und mir gelobt, es ihnen einmal gleichzutun. Aber die schweizerische Welt, Ausgabe 1941, ist offenbar für grosse Taten nicht günstig.

Pestalozzi verteilte Suppe an die hungernden Kinder in Stans. Wo hungern denn heute noch Kinder bei uns?

« Und häsch es Stückli Brot im Sack, so gibs eme arme Chind », lehrte mich meine Mutter, lange bevor ich in die Schule kam. Im Kindergarten suchte ich krampfhaft nach dem armen Mitschüler, der um mein Brot froh gewesen wäre; ich fand ihn nicht, alle hatten genau wie ich nicht nur ein Stück Brot, sondern ein Butterbrot im Znünitäschli.

Barnardo nahm sich der obdachlosen Knaben und Mädchen in den Slums von London an. Wo gibt es denn in unsern Städten obdachlose Kinder? Wenn nur die geringste Gefahr der Verwahrlosung besteht, werden sie in eines der unzähligen Heime versorgt.

Sogar in den Ferien stellt die vorsorgliche Stadtverwaltung den Schülern, welche nicht in ein Lager oder in einen Kurort gehen können, Tageshorte zur Verfügung, damit sie ja nicht « den Gefahren der Großstadt » ausgesetzt sind. Diplomierte Fürsorgerinnen sorgen dafür, dass die Kinder den Tag einwandfrei verbringen und nur unter der Aufsicht von pädagogischen Fachleuten sändeln oder Handball spielen.

Unser zwei Kameraden versuchten vorletzten Sommer in den Ferien sozial tätig zu sein. Man wollte uns gar nicht; die organisierte Fürsorgemaschinerie hatte kein Bedürfnis nach willigen, aber ungelernten Hilfskräften.

Sogar die legendäre alte Frau mit dem schweren Leiterwagen, von der wir bei den Pfadfindern soviel hörten, trafen wir in Wirklichkeit nie an.

Ich las früher mit Begeisterung in Jugendschriften, wie mutige Jünglinge in Feuersbrünsten unter Aufopferung des Lebens Säuglinge und alte Leute retteten. Aber bei uns ist ja die Feuerwehr vorbildlich organisiert und bei den seltenen Bränden der Platz nach einer Minute für Unberufene abgesperrt.

Im Bücherschrank meiner Eltern standen die Erzählungen von Walter Scott. Ich bewunderte die Taten der Malteserritter, die ihr Leben den Schwachen und Bedrängten weihten. Wo kann man heute einen glorreichen Kampf für das Recht der Witwen und Waisen führen? Wo werden denn in unserm wohlorganisierten Rechtsstaat Witwen und Waisen ausgebeutet?

So ist es auf allen Gebieten. Natürlich kann man « Treue im Alltag » üben, der Mutter die Schuhe putzen und dem Vater freundlich lächelnd die Pantoffeln

holen, den Bauern helfen, das Heu einzubringen und in Arbeitslagern armen Gemeinden bessere Zufahrtsstrassen bauen. Das ist alles recht und gut, aber zum Teufel, das sind doch keine Heldentaten, an denen man sich begeistern kann.

Aber auch diejenigen meiner Kameraden, deren Lebensziel mehr in der Befriedigung eines bestimmten Ehrgeizes besteht, kommen nicht auf ihre Rechnung. Einer in unserer Klasse hat eine besondere Vorliebe für Geographie. Träumt er etwa davon, neue Länder zu entdecken, ein zweiter Vasco da Gama oder wenigstens ein Stanley zu werden? Keineswegs. Er weiss, die unbekannten Gegenden, die ein kühner Forschergeist entdecken kann, sind nicht mehr da. Sein höchstes Lebensziel kann darin bestehen, mit 30 oder 40 Jahren zum Mittelschullehrer gewählt zu werden — wenn er Glück hat. Macht ein solches Ziel feuertrunken?

Einzelne meiner Kameraden beabsichtigen, später Nationalökonomie zu studieren und sich dann dem Geschäftsleben zuzuwenden. Es sind solche, deren Väter gutgehende Fabriken besitzen, die es den hoffnungsvollen Sprösslingen ermöglichen, sich einmal in die Wolle zu setzen. Auch in der Wirtschaft sind ja die unsympathischen, aber kühnen Gründerzeiten vorbei, wo Ausläufer Generaldirektoren und Bauarbeiter Millionäre werden konnten.

Nicht nur unser Idealismus findet keine Möglichkeit der Betätigung, auch unsere Tüchtigkeit will man gar nicht. Jeder Beruf ist überfüllt; ständig weisen alle Berufsverbände auf die Uebersättigung hin. Junge Ingenieure und Chemiker werden nicht mehr von den Hochschulen weg mit offenen Armen aufgenommen. Heute findet die Jugend überall verschlossene Türen. Man lässt sie den Erfolg nicht einmal erkämpfen, sie muss das Avancement ersitzen.

Das sind die Gründe, warum eine tiefe Resignation über vielen von uns liegt. WIR SIND ZU SPÄT AUF DIE WELT GEKOMMEN.

Dein Neffe.

Lieber Ernst!

Dein Brief vom letzten Freitag ist mir geworden, wie man in der kaufmännischen Sprache sagt, und es ist mir beim Lesen schier übel geworden. Im ersten Augenblick wäre ich am liebsten zu Dir gefahren, um Dir richtig den Kopf zu waschen. Dann aber tat ich etwas anderes. Ich holte zuunterst aus dem Sekretär mein altes Tagebuch und las, was ich am Tage nach meiner Maturität — es sind nun 25 Jahre her — eingetragen hatte. Und da fand ich am Schluss meiner langen Epistel dreimal unterstrichen den Satz vor: WIR SIND ZU SPÄT AUF DIE WELT GEKOMMEN.

Genau den gleichen Brief, den Du mir geschrieben hast, hätte ich nach meiner Matur meinem Onkel auch schreiben können, wenn ich einen gehabt hätte, mit dem ich in näherer Beziehung gestanden wäre. Weil ich einmal dachte wie Du, kann ich Dich mit ganzer Ueberzeugung versichern: das ist kompletter Unsinn, was Du da schreibst. Du bist das Opfer einer grossen Täuschung, wie auch wir das Opfer einer Täuschung waren. Ungefähr seit der Jahrhundertwende unterliegen die jungen Leute bei uns einer gefährlichen Suggestion, für die sie sicher nur zum kleinsten Teil verantwortlich sind.

Das offizielle Weltbild, das Schule und Elternhaus seit fünfzig Jahren der heranwachsenden Generation vermitteln, ist grundfalsch. Die Welt, auch unsere schweizerische Welt, ist gar nicht dieses wohlgeordnete, durchrationalisierte Mustergebilde, als das man sie darstellt. Sie ist, was sie immer war und immer sein wird, ein wildes Schlachtfeld, wo Gut und Böse in ununterbrochenem Kampf liegen. Kaum ist der Hydra ein Kopf abgeschlagen, wachsen ihr zwei neue nach; kaum ist der Teufel an einem Ort besiegt, taucht er an einem andern wieder auf. Auf allen, aber auch wirklich auf allen Gebieten, sind die dringendsten Aufgaben noch nicht gelöst.

Eines dieser Probleme hast Du nun dreizehn Jahre lang am eigenen Leib er-

fahren: das Schulproblem. In allen Verkehrsprospekten, in allen Büchern, die zur 650-Jahr-Feier unseres Staates erschienen sind, kann man lesen, unser Schulwesen stehe an der Spitze der ganzen Welt. Es ist wahr: die Schulhäuser werden jedes Jahr schöner, die Laboratorien immer raffinierter, die Stundenpläne ständig geschickter. In Wirklichkeit ist aber unser ganzer Bildungsbetrieb hoffnungslos verfahren und erstarrt. Allein die Reform des Mittelschulwesens ist eine Aufgabe, die eines neuen Pestalozzis würdig wäre.

Einst verkamen ganze Geschlechter im Analphabetismus; heute verkommen Generationen in der Intellektualisierung. Die Ueberfütterung mit unverstandenem Wissen führt zu geistigen Magenstörungen, an denen die meisten ihr Leben lang leiden. Die Verbildung hat die Bildung erwürgt. Um aus dieser Sackgasse herauszukommen, genügen nicht kleine Reformen, eine grundsätzliche Neugestaltung ist notwendig. Diese Aufgabe muss Deine Generation lösen.

Es ist wahr, jedermann kann in der Schweiz einigermassen schreiben und mehr oder weniger fliessend lesen. Aber damit ist es doch nicht getan. Es kommt darauf an, *dass* und vor allem *was* gelesen wird, und in dieser Beziehung steht es bitterbös. Der Mehrzahl unseres Volkes bedeuten unsere schweizerischen Klassiker nicht mehr als eine nebelhafte Schulerinnerung. Rundfragen haben ergeben, dass 90 von 100 Erwachsenen keinen einzigen zeitgenössischen schweizerischen Schriftsteller gelesen haben. In Tausenden und aber Tausenden von Familien wird jahraus, jahrein nicht ein einziges, notabene nicht ein einziges Buch von nur einigem Niveau gelesen.

Die Mehrzahl unserer Dörfer besitzt keine Leihbibliothek. Was könnten wir in dieser Beziehung von den Vereinigten Staaten, denen wir uns kulturell so unendlich überlegen fühlen, lernen! Allein die Schaffung und Propagierung von Dorfbibliotheken wäre eine Lebensaufgabe, die einen Menschen vollständig ausfüllen könnte.

M. Menzel **Federzeichnung**

Weisst Du, wie schlimm es mit der Musikpflege steht, dass zum Beispiel die häusliche Musikkultur vor hundert Jahren unendlich viel höher stand als jetzt, trotz, oder vielleicht wegen Grammophon und Radio. Wo sind heute die Familien, in denen an den langen Winterabenden gemeinsam unsere schönen Volkslieder gesungen werden? Sicher, die Kenntnis der Noten ist viel mehr verbreitet als früher. Man erteilt in den Mittelschulen sogar Musiktheorie, und die Chöre, die ihre Fertigkeiten an zahllosen Gesangfesten miteinander messen, sind Legion. Aber man darf doch nur dort von einer musikalischen Kultur sprechen, wo das Lied einen organischen und selbstverständlichen Bestandteil des Lebens bildet.

Zugegeben, die Erfindung der Maschine hat viele wirtschaftliche Probleme gelöst. Es ist die grosse Leistung des 19. Jahrhunderts, dass es, abgesehen von Kriegszeiten, den Hunger, diesen uralten Feind der Menschheit, überwunden hat. Aber im Kampf um die wirtschaftliche Hebung des Landes hat man dafür viele geistige Güter um so mehr vernachlässigt.

Was meinen Sie, was am Wochenende geschah? Ein Ehebruch? Ein Liebesabenteuer? Durchaus nicht. Ein Mord!

In Amerika heisst der Film: „An other thin man". Ein Titel, der einen Kriminalfilm erwarten lässt. Warum können es bei uns die Firmen der Kinobranche nicht lassen, immer wieder durch zweideutige Übersetzungen ihre Besucher in die Irre zu führen?

Wenn Du in der Kunstgeschichte hörst, dass Rembrandt im Armenhaus starb, so musst Du Dir ja nicht einbilden, « so etwas wäre heute nicht mehr möglich ». Die Niederlande waren dazumal ebenso kunstverständig wie kunstliebend, viel kunstliebender als wir heute sind. Genau wie Cezanne von seinen Zeitgenossen verlacht und Hodler in bösartiger Weise angefeindet wurde, genau so geht es zahllosen Künstlern jetzt noch bei uns. Sie leiden unter etwas, das viel schlimmer ist als Anpöbelei, unter der satten Gleichgültigkeit ihrer Miteidgenossen, denen die Errichtung geplättelter Badzimmer, betonierter Strassen und luxuriöser Tramhäuschen wichtiger ist als die Pflege der Kunst. Die Landesausstellung hat gezeigt, wieviel künstlerisches Talent in unserm Lande brachliegt, nicht weil es an Geld, sondern weil es an Verständnis fehlt.

Ihr lest, wie früher kunstsinnige Sammler Kostbarkeiten in Trödlerläden entdeckten. Heute noch, im Jahre 1941, werden trotz allem Heimatschutz jährlich Dutzende und Dutzende der schönsten Kunstdenkmäler zugrunde gerichtet. Alte Volkskunst, die Töpferei, die Bauernmalerei, lässt man zugrunde gehen. Den Bemühungen weniger einsichtiger Männer und Frauen ist es zu danken, dass die Handweberei nicht das gleiche Schicksal erlitt. Aber was wäre nicht noch alles auf diesem Gebiet zu tun!

Die letzten Generationen haben in verblendetem Internationalismus viel schweizerisches Kulturerbe zugrunde gehen lassen. Eure Aufgabe wird es sein, an die noch vorhandenen Fäden anzuknüpfen und Möglichkeiten zu neuer schöpferischer Betätigung zu schaffen. Die geistige Landesverteidigung ist nicht einfach ein Kriegsprodukt, das man bei Eintreten des Friedens mit andern Ersatzstoffen in den Abfallkübel werfen darf. Sie hat nur dann Sinn, wenn es ihr gelingt, die schöpferischen Kräfte unseres Volkes auf allen Gebieten zu entfalten.

Du hast Dich einmal mit dem Gedanken getragen, Pfarrer zu werden. Braucht nicht gerade heute die Kirche feurigere Glaubensstreiter als je? Es ist wahr, die Christen werden heute nicht mehr verbrannt und nicht mehr wilden Tieren vorgeworfen, aber ein verheerender Unglaube hat das Land überfallen und zerfrisst die Seelen wie Heuschrecken ein junges Kornfeld. Was würde Zwingli sagen, wenn er sähe, wie die stolze protestantische Kirche heute dasteht. Sie ist nur ein Schatten dessen, was sie früher war und was sie wieder einmal sein wird. Der Weinberg des Herrn braucht nicht zehn, er braucht hundert, er braucht tausend unermüdliche und begeisterte Arbeiter.

Glaubt doch nicht dieses dumme Gerede von der Wohlgeordnetheit aller Dinge. Du musst nur den Mut haben, den dünnen offiziellen Schleier zu lüften, und das Chaos starrt Dir entgegen.

Die Familie ist vom Zerfall bedroht.

Er spielt sich nicht dramatisch ab. Man sieht nicht Männer ihre Frauen mit Messern bedrohen und keine zerlumpten Kinder in den Gassen spielen, aber die seelische Verwahrlosung, welche die Auflösung der Familie mit sich brachte, schlägt ebenso tiefe Wunden, wenn sie auch dem stumpfen Auge nicht sichtbar sind.

Willst Du Mediziner werden? Auch dann musst Du nicht Angst haben, Du findest keine Angriffsflächen mehr für Deine Tatkraft. Gewiss, die Pest und die Cholera, diese grossen Geisseln der Menschheit, sind verschwunden, die Syphilis ist zurückgegangen. Aber Hunderte von Krankheiten wüten nach wie vor. Sogar die primitivsten Kenntnisse der Hygiene sind auch bei uns noch nicht Allgemeingut. Immer noch sterben jährlich Hunderte von kleinen Kindern, weil man sie falsch ernährt. Immer noch gibt es ganze Landesgegenden, wo das künstliche Gebiss das übliche Konfirmationsgeschenk bedeutet.

Bilde Dir doch nicht ein, auf dem Gebiete der Wissenschaft sei nichts mehr zu tun! Hat man Euch denn am Gymnasium nicht gesagt, dass die meisten Wissenschaften erst an den Anfängen stehen? Die Welträtsel sind nicht gelöst, wie ein selbstzufriedenes Zeitalter meinte. Die Psychologie ist sich erst in den letzten Jahren über ihre Grundlagen klar geworden. Physik und Chemie beginnen eben, zu den eigentlichen Problemen vorzudringen. Ein Neuland von unendlichem Ausmass erwartet den kühnen Forscher.

Die Geschichte ist immer noch ein Buch mit sieben Siegeln. Grosse Gebiete, wie die Urgeschichte unseres kleinen Landes, sind noch kaum erforscht.

Glaubt doch nicht, auf dem Gebiete von Handel und Industrie gäbe es heute keine Möglichkeiten mehr.

Lasst Euch nicht einschüchtern von den Unkenrufen gewisser Verbandssekretäre, zu deren Beruf es gehört, Eindringlinge fernzuhalten, damit die Wähe unter möglichst wenige verteilt werden muss. Auch in den Gründerjahren kam nicht jeder Lehrling dazu, den Marschallstab, der in seinem Tornister lag, einmal in die Hand zu nehmen. Aber auch heute noch, und das wird Dir jeder, der wirklich im Geschäftsleben steht, bestätigen, besteht in allen Branchen ein Mangel, jawohl, ein Mangel an tüchtigem, wagefreudigem Nachwuchs. Von den Leuten, die heute leitende Posten bekleiden, hat sich ein

---

Wann wurde dieses Gedicht geschrieben?

Einst schien die Schweiz mir abgelebt, und welk und dürr ihr Lorbeerkranz —
Ich hab gesündigt wider dich, o Genius meines Vaterlands!
Ich glaubte, wie den Erdenball beleuchtet einer Sonne Brand,
An eine Weltenfreiheit nur und haßte jede Scheidewand.
Noch war ich jung; ich wußte nicht, daß ohne Vordersatz kein Schluß,
Daß auch der Freiheit grüner Baum in einem Boden wurzeln muß,
Daß jeder Zustand eines Volks, gleichviel, ob schlecht, gleichviel, ob gut,
In seiner eignen Wesenheit, im Volke selbst begründet ruht.
Nun, da mit meiner Kindheit auch der Traum, der schöne Traum entwich,
O Genius meines Vaterlands, nun tret ich huldigend vor dich.

Im Jahre 1852. Könnte es nicht von heute sein? Der Dichter ist Heinrich Leuthold.

Ein Mann zerbrach bei einem Unfall seine Uhrenkette. Es verblieben ihm noch fünf Stücke zu je drei Gliedern. Er ging zu einem Bijoutier und fragte, was die Reparatur der Kette koste. « Das Oeffnen eines Gliedes kostet 10 Rappen und das Schliessen ebenfalls », antwortete dieser.

Frage: Wie hoch kam die Reparatur der Kette?

Auflösung Seite 47

---

sehr grosser Prozentsatz aus kleinsten Anfängen heraufgearbeitet, und so wird es auch in dreissig Jahren sein.

Auch unsere kleine Schweiz ist ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Die Welt ist nicht so, wie Du Dir sie vorstellst. An der Entstehung des falschen Weltbildes, das seit zwei Generationen unsere jungen Leute lähmt, ist wahrscheinlich der unglückselige Fortschrittsglaube des 19. Jahrhunderts schuld. Anfänglich gab dieser Irrglaube viele frische Impulse. Die Entwicklung der Menschheit erschien unsern Urgrossvätern als eine Leiter, auf der man mit Begeisterung immer höher zu klimmen suchte. Mit der Zeit wurde dann dieser Zukunftsglaube etwas brüchig. Dass es auf der Leiter weiter aufwärts gehe, schien nicht mehr so sicher, aber dass man auf der obersten erreichbaren Sprosse sitze, auf diesen Wahn wollte man nicht verzichten. So kam man dazu, sich und andern ständig einzureden, wie herrlich weit man es doch gebracht habe. Das Ergebnis war, dass man damit einen lähmenden Pessimismus verbreitete, so dass es heute für die Jugend eine Erlösung bedeutet, wenn sie entdeckt, dass es mit der Vollkommenheit nicht so weit her ist.

Zu dieser Erkenntnis hat sich die Jugend in den andern Ländern schon früher durchgerungen. Sie ist dort, wie die Jugend sein soll, revolutionär und deshalb zukunftsfreudig.

Ist es nicht ein merkwürdiger Trost, den ich Dir geben muss: Auch bei uns, wo es keine zerstörten Städte und kein Kriegselend gibt, ist das Chaos ebenso gross und der Wiederaufbau ebenso nötig, wie in den kriegführenden Ländern.

Sogar das gefährliche Leben kannst Du bei uns finden. Selbst um das gewöhnlichste bürgerliche Leben recht zu führen, braucht es Mut, gerade soviel Mut als nötig ist, um in einem Tank feindliche Linien zu durchbrechen oder in einem Bomber dem Abwehrfeuer der Flak standzuhalten. Jeder Beruf schliesst eine Berufung in sich. Um dieser Berufung nachzuleben, braucht es Mut.

Zur Liebe braucht es Mut. Ihre schönsten Blumen wachsen am Rand der tiefsten Abgründe. Die Liebe ist gefährlich wie zu den Zeiten von Hero und Leander und Romeo und Julia.

Um eine Familie zu gründen, um das Wagnis einer Schicksalsgemeinschaft für das ganze Leben einzugehen, braucht es Mut.

Die Kämpfe des bürgerlichen Lebens spielen sich hinter einem dichten Vorhang ab. Wenn man jung ist, sieht man nur diesen Vorhang und ahnt gar nicht das wilde und dramatische Geschehen, das dahinter vor sich geht.

Ich bin überzeugt, es wird auch Dir so gehen, wie es mir gegangen ist. Wenn Du einmal das Leben wirklich kennst, so wird es Dir unendlich viel interessanter und abenteuerlicher vorkommen als jetzt, und Du wirst mit fünfzig Jahren eher von jenem Geist der Feuertrunkenheit beseelt sein als Du jetzt bist.

Dein Onkel.

Photo: Heiri Steiner